

**Jerusalem – „ein Stück vom Himmel“
Predigt zu Lukas 18, 31 – 43
im Dom zu Berlin zum 155. Jahresfest des Jerusalemsvereins
(Estomihi, 18.2.2007)
von Bischof Dr. Hans-Jürgen Abromeit (Greifswald)**

Jesus nahm aber zu sich die Zwölf und sprach zu ihnen: Seht, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles vollendet werden, was geschrieben ist durch die Propheten von dem Menschensohn. Denn er wird überantwortet werden den Heiden, und er wird verspottet und misshandelt und angespöen werden, und sie werden ihn geißeln und töten; und am dritten Tage wird er auferstehen. Sie aber begriffen nichts davon, und der Sinn der Rede war ihnen verborgen, und sie verstanden nicht, was damit gesagt war.

Es begab sich aber, als er in die Nähe von Jericho kam, dass ein Blinder am Wege saß und bettelte. Als er aber die Menge hörte, die vorbeiging, forschte er, was das wäre. Da berichteten sie ihm, Jesus von Nazareth gehe vorbei. Und er rief: Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Die aber vorne an gingen, fuhren ihn an, er solle schweigen. Er aber schrie noch viel mehr: Du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Jesus aber blieb stehen und ließ ihn zu sich führen. Als er aber näher kam, fragte er ihn: Was willst du, das ich für dich tun soll? Er sprach: Herr, dass ich sehen kann. Und Jesus sprach zu ihm: Sei sehend! Dein Glaube hat dir geholfen. Und sogleich wurde er sehend und folgte ihm nach und pries Gott. Und alles Volk, das es sah, lobte Gott.

Lk. 18, 31 – 43

Liebe Gemeinde!

„Hinauf nach Jerusalem“ – die christliche Gemeinde geht – seit es sie gibt – mit Jesus nach Jerusalem.

Jerusalem ist gebaut als eine Stadt, in der man zusammenkommen soll (Ps. 122, 3).

Denn Jerusalem, das ist die Stadt, in der es Gott gefällt „dort zu wohnen“ (Ps. 132, 13).

Ja, Jerusalem ist der Ort, von dem der Segen Gottes ausgeht (Ps. 134, 3).

In Jerusalem lebten und regierten die Könige Judas. Dort mahnten und weissagten die Propheten. Jesus Christus wirkte in dieser Stadt, er hat öffentlich im Tempel gelehrt und im kleinen Kreis vor den Jüngern vom Reich Gottes gesprochen. Hier hat er gelitten, wurde gefoltert, gekreuzigt und hier ist er gestorben. In Jerusalem hat Gott Jesus von den Toten auferweckt und die erste christliche Gemeinde gegründet.

Um Jerusalem wurde gekämpft und gestritten. Die Stadt wurde zermalmt belagert und erobert, zerstört und wieder aufgebaut. In ihr wuteten die Kreuzritter knöcheltief im Blut der islamischen Verteidiger und doch wurden in und über Jerusalem Lieder der Hoffnung gesungen. Bis heute, bis in die Auseinandersetzungen von Israelis und Palästinensern hinein ist Jerusalem ein Ort des Kampfes und des Glaubens, ein Ort der Hoffnung und der Sehnsucht.

Jerusalem, das ist mehr als ein Ort auf der Landkarte des vorderen Orients. Der Schriftsteller und Gelehrte Shalom Ben Chorin erzählte einmal von einer Begegnung mit einem schwarzen Liftboy in einem Hotel in New York. Dieser hatte – um der Langeweile zu entgehen – es sich zur Angewohnheit gemacht, alle Gäste des Hotels, die er mit

seinem Fahrstuhl befördern musste, danach zu fragen, woher sie denn kämen. Wahrheitsgemäß antwortete Ben Chorin: „Aus Jerusalem.“ Der Liftboy hielt es für einen Witz und wollte es partout nicht glauben. Zum Beweis zeigte ihm Shalom Ben Chorin seinen Pass. Ungläubig schaute ihn der Liftboy an und sagte: „Mein Herr, dann sind Sie ja ein Engel!“

So übersteigt Jerusalem die Konturen einer rein auf diese Erde beschränkten Stadt. Jerusalem konzentriert und transzendiert das Leid und die Hoffnung dieser Erde. Jerusalem ist – um eine Wendung aus dem neuesten Lied von Herbert Grönemeyer zu gebrauchen – ein „Stück vom Himmel“. Von Jerusalem gilt: „Wer löscht jetzt den Brand – Legionen von Kreuzrittern haben sich blindwütig verrannt – alles unendlich, warum unendlich, krude Zeit - - ein Stück vom Himmel – ein Platz von Gott – ein Stuhl im Orbit“.

Vor 155 Jahren hat sich wegen dieses „Stücks vom Himmel“ der Jerusalemverein gegründet, der heute hier mit diesem Gottesdienst sein 155. Jahresfest feiert. Seit mehr als eineinhalb Jahrhunderten versuchen nun evangelische Christinnen und Christen aus Deutschland mit Hilfe des Jerusalemvereins ihr „Stück vom Himmel“ zu nutzen. Seit vielen Jahrzehnten feiern sie ihr Jahresfest – wie an diesem Sonntag – am Sonntag Estomihi unter diesem Leitwort aus Lukas 18: „Seht, wir gehen hinauf nach Jerusalem!“ Übrigens fand das Jahresfest– weil gegründet vom Domhilfsprediger Friedrich Adolph Strauß und heftig unterstützt von König Friedrich Wilhelm IV. – fast immer im Dom statt. Heute möchte ich Sie, liebe Domgemeinde mitnehmen in die Heilige Stadt, damit wir verstehen, welches Leid der Menschensohn zu erfahren hat und welche Hoffnung sich auf den Sohn Davids richtet. Das ist eine Geschichte, die lange vor Jesus begonnen hat und die heute noch nicht zu Ende ist. Sie findet aber in Jesus ihren Wendepunkt.

1. Jesus Menschensohn: Ahnung von Leiden und Tod

Als Jesus mit seinen Jüngern hinauf ging nach Jerusalem, da war ihm bewusst, dass dieser Weg ein besonderer Gang war. Für Jesus galt: Jerusalem, das war sein „Stück vom Himmel“. In Jerusalem angekommen, fände er zu seinem „Heim“, zu dem „Ziel“, zu dem Gott sein Leben bestimmt hatte.

Im ersten Abschnitt des Predigttextes kündigt Jesus seinen Jüngern sein Schicksal an. Die Bibelausleger haben lange Zeit gemeint, dies sei ein Abschnitt des Evangeliums, der erst nach den Ereignissen, nach Jesu Tod und Auferstehung so formuliert sein könne, sozusagen nach dem Event, ex eventu. Für die Formulierungen im Einzelnen mag das so stimmen. Sie lehnen sich sehr eng an den Gang der Passionsgeschichte an. Da mag die Erzählung von der Ankündigung des Leidens beim Weitererzählen konkrete Konturen von den mittlerweile eingetretenen Ereignissen angenommen haben. Aber es wäre ein vollkommenes Missverständnis des Wirkens Jesu, wenn man meinen sollte, Jesus hätte keine Ahnung gehabt von dem, was auf ihn zukam.

„Hinauf nach Jerusalem“, das heißt für Jesus „hinein in Leiden und Tod“. Der ganz auf die Seite Gottes gehört, findet seine Bestimmung im tiefsten menschlichen Leid. Natürlich hat Jesus geahnt, was in Jerusalem auf ihn zukam und hat auch mit seinen Jüngern darüber gesprochen. Er konnte sich an seinen fünf Fingern abzählen, wie die leitende jüdische Behörde mit jemandem umgehen würde, der in ihren Augen als Ketzer, Abtrünniger und Lästerey erscheinen musste. Wer sich dem geschriebenen

Gesetz Gottes gegenüberstellte („Ihr habt gehört, das gesagt ist ..., ich aber sage euch ...“), wer den Autoritäten Scheinheiligkeit vorwirft, aber Recht, Barmherzigkeit und Glauben vermisst (Mat. 23, 23) und sich immer auf die Seite der Leidenden stellt, der darf sich nicht wundern, wenn eben diese Autoritäten gegen ihn vorgehen. Jesus wusste, die religiösen Autoritäten würden das alles nicht mit sich machen lassen, sondern sich wehren und die Möglichkeit ausnutzen, die ihnen in einer Situation der Besatzung und Unterdrückung geblieben ist, nämlich ihn den Römern, „den Heiden“ (V. 32) überantworten. Unheimlich ist nicht, dass Jesus die natürlichen Folgen seines Handelns voraussieht, sondern dass er darin in verborgener Weise die Hand Gottes am Werke sieht.

Als frommer Jude vermeidet Jesus in seinen Worten Gott beim Namen zu nennen. Darum redet er passivisch. „Es wird alles vollendet werden ... er wird überantwortet werden ... er wird verspottet und misshandelt ...“ Es ist durchaus verständlich, dass menschliche, religiöse Instanzen sich gegen den Angriff auf ihre Autorität wehren. Aber wirklich unheimlich ist, dass Jesus dahinter Gott am Werke sieht.

Wenn Gott mit Jesus auf dem Plan ist, wie kann er dann in gleicher Weise gegen Jesus vorgehen? Wir fühlen uns an Luthers Rede vom verborgenen Gott erinnert. Auch für Martin Luther war das Handeln Gottes nicht vordergründig erklärbar. Deswegen sprach er von dem offenbaren Handeln Gottes in Jesus Christus einerseits und dem verborgenen Handeln Gottes in der Geschichte andererseits. Für uns Menschen sind diese Handlungsweisen Gottes manchmal so unterschiedlich, dass wir den Eindruck gewinnen, als stünde Gott gegen Gott oder als handelte der in Christus offenbare Gott anders als der Gott in der Geschichte. Aber dies zu verstehen ist schwierig, und es ist kein Wunder, dass der Evangelist diese kleine Episode, in der Jesus sein bevorstehendes Leiden ankündigt, resümiert mit dem Vers: „Die Jünger aber begriffen nichts davon, und der Sinn der Rede war ihnen verborgen, und sie verstanden nicht, was damit gemeint war.“ (V. 34) Mit anderen Worten: Die Jünger waren in ihrem Verständnis verammelt, verriegelt und verbrettert. Könnte es anders sein?

Sie, die ihre ganze Hoffnung auf Jesus von Nazareth gesetzt haben, die seinetwegen auch persönlich viel gewagt hatten, die ihren Beruf und ihre Familie verlassen hatten, sie sollen nun glauben, dass Gott den, auf den sie ihre Hoffnung gesetzt hatten, verlassen hat? War er nicht der Auserwählte? Wie kann ihm dann solches Leid widerfahren? Es ist schwer zu verstehen, dass Jesus das Leid überwindet, indem er es trägt. Jesus stellt sich in das tiefste menschliche Leid von Verrat, Folter und Mord (Justizmord) und erduldet es. Das Leiden und der christliche Gott gehören nun zusammen. Es gibt keine christliche Vorstellung von Gott, in der das Leiden nicht vorkäme.

Für den Leidenden ist es eine unglaublich tröstliche Vorstellung zu wissen, dass dem Gott, an den er glaubt, das Leiden nicht fremd ist. Der Christengott ist kein ferner Gott, dem auch das Leiden fern wäre. In Gott kommt das Leid, auch dein und mein Leiden, vor. Der Gott, der der Vater Jesu Christi ist, ist nicht leidensfern, a-pathisch, sondern mitleidend, sym-pathisch. Der christliche Gott ist auch deshalb sympathisch, weil er auf diese Weise von sich aus den unendlichen Abgrund der Schuld zwischen Gott und

Mensch aufhebt. Indem Jesus willig den Weg des Leidens geht, schafft er die Voraussetzung für Sündenvergebung.

Wenige Kapitel weiter im Lukasevangelium, als Jesus mit seinen Jüngern das letzte Mahl feiert, heißt es dann auch: „Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird ... Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen wird!“ (22, 19 f). Der Weg des Leidens Jesu ist ein Weg des Opfers „für euch“ - „für uns“. Aus einer rückblickenden Perspektive wie auch aus der Perspektive Gottes wird klar: Jesus muss diesen Weg gehen. Aber wie sollen die Jünger im Vorhinein verstehen, dass Jesus durch Leid, Schuld und Tod hindurch muss?

Insofern gleicht die Situation der Jünger damals unserer Situation heute. Warum gibt es Leid und Schuld auf dieser Welt? Oder – wie Herbert Grönemeyer singt: „Die Erde ist freundlich – warum wir eigentlich nicht?“

Wir feiern heute das Jahresfest des Jerusalemvereins, und deswegen möchte ich diese Fragen in einer besonderen Hinsicht noch einmal zuspitzen. Warum ist gerade Jerusalem, wo so viele Hoffnungsbilder gemalt worden sind, die Hauptstadt des Leides geworden? Auch in den letzten Jahren und Jahrzehnten haben wir Kriege um diese Stadt erlebt. Wir haben mitbekommen, wie sie geteilt und wieder vereinigt wurde. Unter ihrem Bürgermeister Teddy Kollek, der vor wenigen Monaten gestorben ist, keimte Hoffnung für die beiden Völker auf, die in dieser Stadt leben. War es doch möglich, dass Juden und Araber, Juden, Christen und Moslems friedlich in dieser Stadt zusammenlebten? Enttäuschungen folgten auf dem Fuß. 1987 kam es zur so genannten Ersten Intifada, doch die Hauszerstörungen und Enteignungen arabischen Eigentums gingen weiter. 1994 kam es zu dem so genannten Oslo-Friedensabkommen. Aber wirklichen Frieden hat es nicht gebracht. Im Jahre 2001 begann in Jerusalem die Zweite Intifada und mit ihr begann die Zahl der Selbstmordattentate zu wachsen. Schließlich wurde die Stadt und ihre Umgebung durch eine riesengroße Mauer, der gegenüber die Berliner Mauer, die wir alle noch allzu gut vor Augen haben, eine Miniaturausgabe ist, von ihrer Umgebung abgeschnürt. Wir können unsere palästinensischen Geschwister, die heute unter uns sind, nach den Wirkungen dieser Mauer fragen. Sie verhindert vor allen Dingen das Entstehen eines palästinensischen Staates an der Seite Israels. Schließlich – und das sind die Ereignisse der letzten Wochen – werden wir auf der palästinensischen Seite Zeuge eines Bürgerkrieges. Macht es da noch Sinn, nach Jerusalem hinaufzugehen? Bringt sich Jerusalem nicht im eigenen Leid um? Ist nicht alles zu spät? Kommen die beiden geschundenen Völker, Israelis wie Palästinenser, nie zu Ruhe?– Auf dem Hintergrund solchen, schier ausweglosen Leides, müssen wir nun zum zweiten Teil des Predigttextes weiterschreiten.

2. Jesus Davidsson: Helfer in der Not

Dem Jesus, der nach Jerusalem hinaufzieht, begegnet am Stadtrand von Jericho ein Blinder, der bettelt. Auch dies ist ein Symbol für Hoffnungslosigkeit. Da sitzt ein Blinder am Wegesrand, in der orientalischen Antike eigentlich ein hoffnungsloser Fall. Wie sieht seine Zukunft aus? Jeder Tag gleicht dem anderen. Morgens tastet er sich zu seinem Bettelplatz. Er hofft, dass er im Laufe des Tages genügend Almosen bekommt, von denen er leben kann. Nichts fürchtet er so sehr wie die Situation, dass es einmal nicht

zum Notwendigen für das Essen reichen sollte. Aber heute scheint etwas Besonderes zu sein. Der Blinde spürt eine Unruhe, eine gewisse Hektik und Aufregung. Heute scheint eine größere Menge von Menschen an ihm vorüber zu ziehen. Trotzdem nimmt kaum einer Notiz von ihm. Er fragt, was denn da vor sich geht. „Jesus von Nazareth geht gerade vorüber“, erhält er zur Antwort. Offensichtlich hatte er von diesem Jesus schon gehört. Da bricht es aus ihm heraus: „Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner!“

„Jesu eleison!“ ruft der Blinde, wie wir in jedem Gottesdienst „Christe“ und „Kyrie eleison“ singen. Aber der Blinde fügt noch eine kurze Anrede hinzu: „Du Sohn Davids“. Damit macht er deutlich: Er hat nicht nur von Jesus und seiner Bewegung gehört, sondern er hält ihn auch für den lange erwarteten Messias Israels, der nach der Tradition der Bibel ein Sohn, das heißt ein Nachkomme, Davids sein soll. Damit macht er sich nun allerdings unbeliebt. Nicht nur, dass da ein blinder Bettler in einem unpassenden Augenblick auf sich aufmerksam macht, sondern dazu kommt auch noch, dass er diesen bestimmten Wanderprediger aus Nazareth mit dem in der Tradition Israels lange erwarteten Messias, dem Davidssohn verbindet. Das ist gefährlich, denn der Messias ist auch der politische Befreier. Da könnten die Römer, die verhasste Besatzungsmacht, aufmerksam werden. Die, die ihm am nächsten sind, wollen ihn zum Schweigen bringen. Der Blinde aber lässt sich nicht abwimmeln. Noch viel lauter schreit er: „Du Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Nun ist das Schreien bis zur Spitze der Menge durchgedrungen und Jesus selbst hat ihn vernommen. Er lässt den Blinden zu sich führen. Alles wartet darauf, was denn dieser Aufsehen erregende Rabbiner aus Nazareth wohl zu diesem hoffnungslosen Fall, zu diesem blinden Bettler, zu sagen hat. Jesus wendet sich dem Blinden ganz schlicht zu und fragt: „Was willst du, das ich für dich tun soll?“ Wie ganz selbstverständlich bricht es aus dem Blinden hervor: „Herr, ich möchte wieder sehen können.“ Und Jesus erfüllt dem blinden Bettler seinen Wunsch. Sein Glaube habe ihm geholfen.

Jesus wendet sich den hoffnungslosen Fällen zu. Er zeigt sich in völlig anderer Weise als der Messias, als es die Zuschauer und Voyeure erwarten. Seine Macht löst nicht die Besatzung ab. Seine Parole war nicht: „Römer raus!“ Er ist schlicht und einfach für den Blinden da. Er stellt ihm die scheinbar überflüssigste Frage der Welt: „Was willst du, dass ich für dich tun soll?“ Versteht sich das nicht von selbst, dass ein Blinder gesund werden will und sehen möchte? Aber Jesus fragt, nimmt den Kranken als Mensch ernst und gibt ihm die Möglichkeit, das Ziel zu formulieren, die Krankheit zu überwinden.

Es gibt Leid, das zu tragen ist, und Not, die es zu überwinden gilt. Jesus erweist sich gerade darin als der Messias, indem er sich das eine auflädt und das andere heilt. Er enttäuscht so viele Erwartungen wie er erfüllt. Genau darin ist er der souveräne Herr.

Auch im heutigen Jerusalem möchte Jesus Frieden schaffen für Israelis wie für Palästinenser. Dabei wird er so viele Erwartungen enttäuschen, wie er andererseits erfüllen wird. Es wäre der erste Schritt zu benennen, was das Ziel sein soll. „Was wollt ihr, das ich euch tun soll?“ Im Israel – Palästina – Konflikt weichen die Konfliktparteien sich aus und benennen nicht die Ziele, für die sie eintreten und die sie im Angesicht des anderen auch benennen können.

Der blinde Bettler traute sich sein persönliches Ziel zu benennen, wurde geheilt und schloss sich fröhlich Jesus an auf seinem Weg nach Jerusalem. Er musste nicht lange warten, bis er dort hingelangte – in die Stadt des Leides und der Hoffnung. Er hat dort sein „Stück vom Himmel“ gefunden.
Amen.